

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Das Vermächtnis der Verlassenheit
BKM nimmt sich der Kultur der Russlanddeutschen an 3

Frank Spengler, Friedrich Mark

Des Ungarn schwäbisches Gedächtnis
Offizieller Gedenktag für die vertriebenen Deutschen 7

Halrun Reinholz

„Der Staat stellt Erde, Wasser und Stroh“
Deportation aus dem Banat in die rumänische Steppe Baragan 1951 10

Magdalena Oxfort, Zdzislaw Wlodarczyk

Mancherorts ist Geschichte noch vergangener
Die jüdische Gemeinschaft der Stadt Kempen, Provinz Posen 12

Dieter Göllner

Westpreußische Expansion im Münsterland
Das Landesmuseum bezieht das Franziskanerkloster Warendorf 15

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Möller: Viva Polonia (Franz Anton Bankuti) 17

Wolf: Halber Stein (Ingeborg Szöllösi) 18

Tóth und Seewann in München zu Ungarndeutschen 19

HDO in München – Vorhaben 20

Hauptsache Kulturhauptstadt Riga – Informationsfahrt 22

LITERATUR UND KUNST

Silke Osman

Kunst schließt Künstlichkeit aus
Emil Orliks japanische Bildungs- und Bilderreise 23

„Turm und Höhle“ – und Hirn
Ursprüngliche und intellektuelle Architektur: Hans Poelzig 25

Könnte man nur auch ihren Segen erneuern
Restaurierungen an der Sandkirche in Breslau 27

Hans-Gerd Warmann

Was der Wind mit-, aber nicht fortnimmt
Das kurze Leben des Liedermachers Gerd Lascheit 29

KK-NOTIZBUCH

31



Kunst sei das Beständige, wurden wir gelehrt – vielleicht ist gerade deshalb die künstlerische Darstellung des Vergänglichen und des Vergehens so reizvoll. Nicht nur in dieser, aber vor allem in dieser Beziehung ist unser Heft keine Kunst, denn allemal geht es ums Erhalten und Bestehen, ja unsere Autoren bestehen darauf. Dennoch gereicht ihm das Rosenstillleben von Kurt Haase-Jastrow, ein Neuzugang im Westpreußischen Landesmuseum (vgl. S. 15), zur Zierde.

(KK)

Das Vermächtnis der Verlassenheit

Bei ihm darf es nicht bleiben: Der Bundesbeauftragte für Kultur und Medien nimmt sich der Kultur der Russlanddeutschen an

Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) legt im Jahr 2013 einen besonderen Förderschwerpunkt auf das Thema „Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen“. Zu Beginn des Jahres wurden sowohl ein universitäres Förderprogramm als auch eine Juniorprofessur zur Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen ausgeschrieben. Parallel dazu sollen Projekte im Bereich der kulturellen Vermittlung unterstützt werden. Damit möchte der BKM dem verstärkten Interesse an der russlanddeutschen Thematik, das in Wissenschaft und Öffentlichkeit zu beobachten ist, entgegenkommen und einen nachhaltigen Akzent setzen.

Schon 2005 hat der OKR verklingenden Stimmen Gehör zu schaffen versucht



Fast drei Millionen Russlanddeutsche leben heute in Deutschland, in Russland waren es 2010 noch 400 000. Seit 1762 kamen deutsche Siedler auf Einladung der Zarin Katharina II. nach Russland. Im Laufe der Zeit ließen sich unterschiedliche Gruppen in verschiedensten Regionen Russlands nieder. Der BKM-Förderschwerpunkt „Russlanddeutsche“ 2013 bezieht sich daher auf deutsche Siedler, die im 18. und 19. Jahrhundert in der Wolgaregion, in Wolhynien, in Bessarabien, am Schwarzen Meer, auf der Krim, im Kaukasus oder in Sibirien angesiedelt worden sind. Viele von ihnen wurden nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion (1941) in die asiatischen Teile der damaligen UdSSR deportiert. Aufgrund der Umsiedlungen lebten bzw. leben sie noch heute in unterschiedlichen Nachfolgestaaten der UdSSR wie Russland, Kasachstan, Tadschikistan, Turkmenistan und Kirgistan. Auch deutsche Stadtbürger, die vor allem in den Metropolen Moskau und St. Petersburg lebten, gehören zu den Russlanddeutschen.

Die Geschichte der Russlanddeutschen, die mit dem Ansiedlungsmanifest der Zarin Katharina II. vom 22. Juli 1763 ihren Anfang nahm, hat ein vielgestaltiges Kapitel deutsch-russischer Beziehungen eröffnet. Es betrifft nicht nur die Ansiedlung deutscher Kolonisten und den Aufbau von Siedlungen von Deutschen in Russland, sondern umfasst zweieinhalb Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte. Dieses Thema ist daher auch für die Beziehungen zwischen Deutschland und Russland von Bedeutung.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen, mit Fragen ihrer Aussiedlung aus der Sowjetunion bzw. aus ihren Nachfolgestaaten und

mit ihrer Integration in die Bundesrepublik Deutschland ist auch gesellschaftlich und kulturpolitisch eine wichtige Aufgabe. Hintergrund ist das Bedürfnis nach kultureller und historischer Selbstvergewisserung und letztlich der Wunsch nach Anerkennung dieser gesellschaftlichen Gruppe – offenkundig sind es eben nicht nur die sozialen oder beruflichen Integrationsfragen, die die Menschen bewegen. Zum einen ist es der berechtigte Wunsch der Betroffenen, die eigene Geschichte und Kultur zu kennen, sich über sie selbst zu definieren, zum anderen das verständliche Interesse einer breiten Öffentlichkeit, die mehr über die neuen Mitbürgerinnen und Mitbürger wissen will.

Auf Einladung des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) kamen im Dezember 2012 in Oldenburg Wissenschaftler, Museumsfachleute, Kulturvermittler, Vertreter von Vereinen und der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland zusammen, um über fachliche Desiderate sowie Zukunftsperspektiven bei der Förderung von Kultur der und Geschichtswissen über die Russlanddeutschen zu diskutieren. Die von

Sabine Deres, Ministerialrätin beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) initiierte Veranstaltung war das bislang erste derartig interdisziplinäre Fachgespräch über Fragen von Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen.

Neue Impulse für Forschung und kulturelle Bildung

Im Laufe des Workshops wurde eine komprimierte Bestandsaufnahme in den Bereichen Wissenschaft, Wissenschaftsvermittlung, museale Präsentation und kulturelle Bildung erarbeitet. Betont wurde, dass das Bild „der“ Russlanddeutschen differenzierter betrachtet werden müsste: So entwickelten „Russlanddeutsche“ im Bereich der ehemaligen GUS-Staaten in unterschiedlichsten Lebenswelten ganz unterschiedliche Identitäten. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland und Russland plädierten daher für eine Erweiterung der Forschungsperspektive und eine Einbettung des Themas in größere, europäische Kontexte und in den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs: So stehen die Deportationen unter Stalin im Kontext



Jugendliche Unbeschwertheit gab es selbst am Deutschen Dramentheater in Temirtan/Kasachstan (1985), sie aber hierzulande wiederherzustellen ist alles andere als unbeschwert

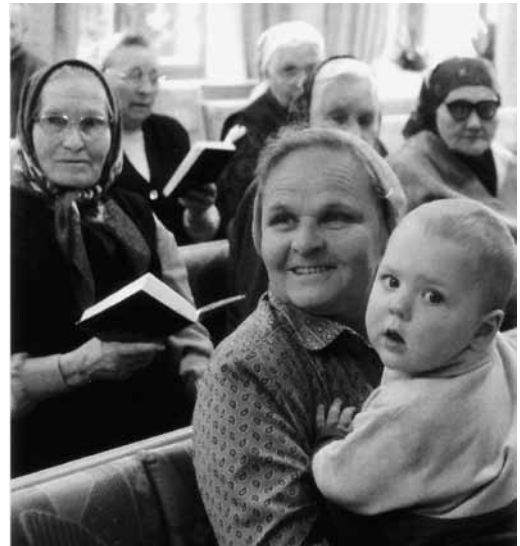
Bild aus dem OKR-Band „Rußland und die Deutschen“

der Forschungen über die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, die Zuwanderung nach Russland im 18. und die Aussiedlungen aus der Sowjetunion im 20. Jahrhundert im Kontext der Beschäftigung mit (Zwangs-) Migrationen, Fragen der Identität im Kontext der gerade in der Ostmittel- und Osteuropaforschung aktuellen Diskussion über kulturelle Mehrfachprägungen. Fragen der Erinnerungskultur und der Integration gehören gegenwärtig zu den zentralen Themen der Geschichtswissenschaften und des gesellschaftlichen Diskurses in der Bundesrepublik Deutschland. Auch komparatistische Fragestellungen und eine Internationalisierung der Forschungen zur Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen seien erforderlich. Zahlreiche kulturgeschichtliche sowie historisch-anthropologische, mentalitäts-, alltags- oder frauengeschichtliche Themen seien noch weitgehend unbearbeitet.

Das universitäre Förderprogramm „Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen“

Mit dem neuen Förderschwerpunkt 2013 sollen daher in einem universitären Programm verstärkt Forschungen über die Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen angeregt werden. Jenseits nationaler Sichtweisen sollen sie Prozesse des kulturellen Austausches, Verflechtungen wechselnder politischer, konfessioneller und sprachlicher Verhältnisse, grenzübergreifende personelle und institutionelle Netzwerke sowie die Integration der Russlanddeutschen berücksichtigen. Innerhalb dieses Rahmens ist das Förderprogramm inhaltlich und chronologisch offen.

Gefördert werden wissenschaftliche Vorhaben (insbesondere Forschungen, Tagungen, Publikationen), die sich an den Fragestellungen und Methoden des neueren Wissenschaftsdiskurses orientieren, in internationaler Kooperation durchgeführt werden, Grundlagenwerke (Quelleneditionen, Repertorien) vorbereiten und



Freundlichkeit ist gut, Neugier ist besser, wenn es um die Zukunft geht: Russlanddeutsche Mennoniten in Salzwedel

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

zur Verfügung stellen, den Einsatz neuer Medien (Online-Publikationen, Digitalisierungsvorhaben) voranbringen, einen Beitrag zur Nachwuchsförderung leisten und in die nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit hineinwirken.

Projekte können bis zu einem Höchstbetrag von 60 000 Euro gefördert werden und sollen bis Ende 2015 abgeschlossen sein. Anträge können von Lehrenden an deutschen Hochschulen gestellt werden. Die Bewerbungsfrist für das Forschungsprogramm endet am 31. März 2013. Der Beginn der Förderung ist ab 1. September 2013 möglich.

Juniorprofessur „Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen“

Ein weiteres Modul der Förderung im Bereich Wissenschaft stellt die Juniorprofessur „Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen“ dar, mit der ein innovativer Forschungsschwerpunkt zur Geschichte und/oder Kultur der Russlanddeutschen

geschaffen werden soll. Ethnische, soziale, konfessionelle und sprachliche Wechselbeziehungen zu den Nachbarkulturen sowie Fragen der Migration, Integration und grenzübergreifende personelle und institutionelle Netzwerke sollen dabei Berücksichtigung finden. Die Schwerpunkte in Forschung und Lehre sollen im Bereich der Geschichts- und/oder Kulturwissenschaften liegen und den Zeitraum vom 18. bis zum 21. Jahrhundert umfassen. Die genaue Denomination der Juniorprofessur soll von der beantragenden Universität festgelegt werden. Die Juniorprofessur wird zunächst drei Jahre gefördert, über ihre weitere Finanzierung wird im Zuge der Evaluation zu befinden sein. Anträge zu dieser Ausschreibung können nur von staatlichen Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland gestellt werden. Bewerbungsschluss ist der 15. April 2013.

Intensivierung der kulturellen Vermittlung

„Geschichte muss vermittelt werden, Kultur lebendig bleiben“, formulierte Dr. Thomas Lindner, Ministerialrat beim BKM, beim Oldenburger Workshop die Aufgaben. Eine verstärkte Vermittlung der Geschichte der Russlanddeutschen und ihrer kulturellen Überlieferung wurde von den Teilnehmern einhellig begrüßt, die historischen Erinnerungen der Russlanddeutschen sollen wirkungsvoller als bisher in das gesellschaftliche Bewusstsein integriert werden. Außerdem wurde über ein Informationsportal als Anlauf- und Koordinationsstelle zu russlanddeutschen Themen nachgedacht.

Förderung der kulturellen Vermittlung

Im Rahmen der Projektförderung der Breitenarbeit sollen 2013 und 2014 verstärkt

kulturelle Vorhaben in Deutschland ange-regt werden, die sich der Kultur und Ge-schichte der Russlanddeutschen widmen und spezifische Inhalte an die Russlanddeutschen selbst sowie an die allgemeine Öffentlichkeit in Deutschland vermitteln.

Diese Projekte sollten Einblicke in die Entwicklung von Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen geben, Prozesse des kulturellen Austauschs fördern, Verflechtungen wechselnder politischer, konfessioneller und sprachlicher Verhältnisse deutlich machen sowie Aspekte der kulturellen Integration der Russlanddeutschen in Deutschland behandeln. Es können kulturelle oder künstlerische Vor-

Zu berücksichtigen sind kultureller Austausch, Verflechtungen wechselnder politischer, konfessioneller und sprachlicher Verhältnisse, grenzübergreifende Netzwerke sowie die Integration

haben, Vortragsveranstaltungen, Arbeitstagungen, Ausstellungen und Begegnungen, Seminare, Workshops, Exkursionen oder Ähnliches sein, die zur Vermittlung von Themen mit Bezug zur Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen an eine breite Öffentlichkeit in Deutschland beitragen. Die Projekte sollten innerhalb eines Jahres abgeschlossen sein und können mit bis zu 20 000 Euro gefördert werden. Anträge können Einrichtungen und Träger der kulturellen Vermittlung wie Museen, Vereine, Stiftungen, Organisationen der Russlanddeutschen,

Einrichtungen der Jugend- und Erwachsenenbildung oder Begegnungszentren in Deutschland stellen.

Informationen und Antragsformulare zum Förderschwerpunkt Russlanddeutsche finden sich unter www.bkge.de/61499.html oder beim Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE), Johann-Justus-Weg 147a, 26127 Oldenburg, Telefon 0441/96195-0, Telefax 0441/96195-933, bkge@bkge.uni-oldenburg.de, www.bkge.de.

(KK)

Des Ungarn schwäbisches Gedächtnis

Offizieller Gedenktag für die vertriebenen Deutschen

Die Aufarbeitung des Leids der Kriege des 20. Jahrhunderts und der europaweiten Vertreibungen ist auch heute noch ein sensibles Thema mit viel Konfliktpotential. Es ist für das friedliche Zusammenleben der Völker Europas aber unerlässlich, auch über diese Schattenseiten der Geschichte zu sprechen. Vor diesem Hintergrund ist der ungarische Gedenktag am 19. Januar für die vertriebenen Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg besonders bemerkenswert.

Ohne Gegenstimme verabschiedete die ungarische Nationalversammlung im Dezember 2012 den Beschlussantrag der Regierungskoalition über die Einrichtung dieses jährlichen Gedenktags. Die Parlamentsentscheidung ist ein eindeutiger Beleg für das Interesse Ungarns an einer Aufarbeitung seiner Geschichte. Diese Entscheidung gibt auch Hoffnung, dass in dem politisch und gesellschaftlich tief gespaltenen Land in wichtigen Fragen ein Konsens erzielt werden kann.

Der 19. Januar 1946 ist der Beginn eines dunklen Kapitels in der Geschichte Ungarns. An diesem Tag begann vom Budapester Vorort Budaörs/Wudersch aus und bald im ganzen Land die Vertreibung der deutschen Minderheit. Diese Katastrophe stand im Zusammenhang mit den Entscheidungen in Jalta und Potsdam, bis zu 12 Millionen Deutsche aus Mittel- und Osteuropa auszusiedeln. Die Anzahl der dabei ums Leben gekommenen ist sowohl insgesamt als auch im Falle der Vertreibung aus Ungarn schwer zu beziffern. Historiker gehen von mindestens 600 000 und bis zu 2,1 Millionen Todesopfern aus. Die Ermittlung der genauen Opferzahl ist aufgrund der chaotischen Zustände nach Kriegsende schwierig, zumal viele Opfer erst nach der Vertreibung ums Leben kamen.

Die systematische Vertreibung der Ungarndeutschen datiert Anfang 1946, doch das Leid begann schon früher. So wurden während der Kämpfe um Ungarn, in den Jahren 1944 und 1945, an die 40 000 ungarische

Die Erschöpfung des Anfangs: Stefan Jäger hat sie in seinem Historienpanorama „Der große Schwabenzug“ so in Szene gesetzt, dass die spätere Erfolgsgeschichte zu erahnen ist

Bild: Donauschwäbische Kulturstiftung



Staatsbürger deutscher Abstammung – überwiegend junge Frauen und Männer im Alter zwischen 16 und 40 Jahren – auf sowjetischen Befehl zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Rund ein Viertel der Verschleppten verlor in den sowjetischen Arbeitslagern ihr Leben.

Die auf den Krieg folgende Vertreibung hatte vielerlei Gründe. In einem Teil der Literatur wird oft behauptet, dass die ungarische Regierung auf Befehl der Alliierten Kontrollkommission und auf sowjetischen Druck gehandelt habe. Andere Quellen gehen jedoch davon aus, dass der Initiator die ungarische Übergangsregierung war und sie in der Vertreibung ein Allheilmittel für die Nachkriegsprobleme sah. So sollte insbesondere die Not der aus den Nachbarländern vertriebenen Ungarn gemildert werden. Darüber hinaus sollte die Landfrage der aus dem Osten umgesiedelten

ungarischen Bauern gelöst werden. Eines der Argumente, mit denen dieses Vorgehen wiederholt begründet wurde, war die „Kollektivschuld“ der Deutschen an den Verbrechen der Nazis. Dabei wurde den Ungarndeutschen vor allem zum Verhängnis, dass der Volksbund der Deutschen in Ungarn, der als Emanzipationsbewegung begann und später zum Kulturverein wurde, in den Kriegsjahren von der Waffen-SS instrumentalisiert worden war. Die Beteiligung eines Teils der deutschen Minderheit an den Verbrechen Nazi-Deutschlands erleichterte den kommunistischen Machthabern die Argumentation für ihr Vorgehen.

Abschnitt XIII des Beschlusses der Potsdamer Konferenz war die Grundlage für die Vertreibungen, die konkreten Pläne aber wurden durch das ungarische Innenministerium ausgearbeitet. In der entscheidenden Kabinettsitzung stimmten neun



Die Erschöpfung des Endes: Dass es aber zu einer Erfolgsgeschichte kommen sollte, ist mitnichten zu erahnen:

Vertriebenentreck

Bild: Zentrum gegen Vertreibungen

Minister für die Vorlage, zwei dagegen, fünf enthielten sich. Die Gründe für die Uneinigkeit in der Regierung waren vielschichtig. Einerseits befürchtete sie, einen Präzedenzfall zu schaffen, durch den die Vertreibung der ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern vorangetrieben werden könnte, andererseits spielten aber durchaus auch humanitäre Gesichtspunkte eine Rolle. Hierbei tat sich vor allem István Bibó hervor, der zuvor schon während der Herrschaft der Pfeilkreuzler verfolgte Juden mit Schutzpässen ausgestattet und so gerettet hatte. Er trat aus Protest von seinem Posten im Innenministerium zurück.

Am 29. Dezember 1945 wurden Kriterien für die Ausweisung nationalsozialistisch belasteter Deutscher erlassen, die aber so formuliert waren, dass sie faktisch die Vertreibung des Großteils der deutschen Minderheit ermöglichten. Die Willkür des Verfahrens wird daran deutlich, dass als Hauptkriterium für die Aussiedlung galt, ob jemand bei der Volkszählung von 1941 angegeben hatte, deutschsprachig oder deutsch zu sein.

Die ungarischen Behörden versuchten sich auf eine Entscheidung der Alliierten Kontrollkommission zu berufen. Diese protestierte jedoch gegen die Formulierung „auf Anweisung der Alliierten Kontrollkommission“ im Zusammenhang mit der Vertreibung. Das sowjetische Mitglied der Kommission hingegen übte Druck auf die ungarische Regierung aus, die Vertreibung zu beschleunigen, um das gleiche Vorhaben auch in der Tschechoslowakei vorantreiben zu können. Am 16. Januar 1946 gab der damalige Innenminister Imre Nagy – während des Volksaufstandes 1956 Ministerpräsident und von den Kommunisten hingerichtet – die Anweisung, dass die Quote der von der Vertreibung Ausgenommenen zehn Prozent der ortsansässigen deutschen Bevölkerung nicht übersteigen dürfe. Beauftragte des Innenministeriums entschieden demnach mehr oder weniger

nach Gutdünken über Schicksale. Im Prinzip zeigte sich hier schon mit aller Deutlichkeit die Willkür, die auch viele Ungarn in den folgenden Jahren erleben mussten.

Bis Juni 1948 wurden mehr als 185 000 deutschstämmige Ungarn enteignet, die Staatsbürgerschaft wurde ihnen aberkannt. Schließlich wurden sie mit 50 bis 100 Kilogramm Gepäck in das zerstörte Deutschland, überwiegend in das heutige Baden-Württemberg, abgeschoben. Fast drei Viertel der Immobilien und mehr als 100 000 Hektar Land wurden den Ungarndeutschen genommen. Nachdem an die 150 000 Menschen vertrieben worden waren, stoppte die amerikanische Verwaltung die Transporte, da die Versorgung zunehmend Schwierigkeiten bereitete und auch Uneinigkeit darüber bestand, ob Ungarn das bei der Vertreibung konfiszierte Vermögen auf die Reparationszahlungen anrechnen solle.

Daraufhin wurden auf Wunsch der ungarischen Regierung in den Jahren 1947 und 1948 insgesamt 33 Transporte in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands, vorwiegend in den Raum Dresden–Bautzen–Zwickau, umgeleitet. Dies betraf etwa 50 000 Menschen. Nach Ende der Maßnahmen war die deutsche Minderheit in Ungarn auf etwa die Hälfte reduziert. Allerdings erfüllten sich die Hoffnungen der ungarischen Regierung nicht, dass die Vertreibung einige Probleme des Landes lösen würde. Stattdessen trat der zuvor befürchtete Präzedenzfall ein. Die Tschechoslowakei berief sich bei ihrem Umgang mit der ungarischen Minderheit explizit auf das ungarische Beispiel.

Der Umgang gerade der Tschechischen Republik mit den sogenannten Beneš-Dekreten, aber auch die noch andauernde Diskussion über ein Zentrum gegen Vertreibungen zeigt, wie schwer sich viele noch immer mit dem Thema tun. Umso bemerkenswerter ist daher der Umgang der Ungarn mit diesem Kapitel ihrer Geschich-

te. Schon kurz nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, im Jahre 1990, distanzierte sich das ungarische Parlament von der Vertreibung, und das Verfassungsgericht annullierte die Gesetze über die „Kollektivschuld“ aus dem Jahre 1945. 1995 entschuldigte sich der für Minderheiten zuständige Staatssekretär Csaba Tabajdi im Namen der ungarischen Regierung für die Vertreibung, und 2006 wurde – zum 60. Jahrestag des Beginns der Vertreibung – eine Landesgedenkstätte und ein Denkmal im Budapester Vorort Budaörs errichtet, an jenem Ort, wo die Vertreibung begann. Zu diesem Anlass entschuldigte sich der Staatspräsident László Sólyom „bei den vertriebenen Schwaben und ihren Familien“.

Die Worte des Präsidenten waren keine Einzelmeinung. Die Parlamentspräsidentin Katalin Szili wandte sich im Jahre 2007 im Rahmen einer parlamentarischen Gedenkveranstaltung anstelle ihrer Vorgänger, die für schändliche politische Entscheidungen verantwortlich waren, an die Ungarndeutschen: „Verzeihung! Nie wieder!“ Dass nun

das ungarische Parlament dem Gedenktag zugestimmt hat, ist die konsequente Fortsetzung eines beispielhaften Umgangs mit der Vertreibung der deutschen Minderheit. Dies wurde auch von Seiten der deutschen Bundesregierung anerkannt. So sprach der Parlamentarische Staatssekretär Dr. Christoph Bergner, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, von einer „begrüßenswerten Tradition von Geschichtsbewältigung“.

Es bleibt festzuhalten, dass Ungarn beherzigt hat, was der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog über die Vertreibungen zum Ausdruck brachte: „Kein Unrecht, und mag es noch so groß gewesen sein, rechtfertigt anderes Unrecht. Verbrechen sind auch dann Verbrechen, wenn ihnen andere Verbrechen vorausgegangen sind.“ In diesem Sinne ist Ungarn mit der Einrichtung des Gedenktages am 19. Januar seiner politischen Verantwortung gerecht geworden.

Frank Spengler, Friedrich Mark (KK)

Konrad Adenauer Stiftung e. V., Auslandsbüro Ungarn, Batthyány u. 49, H-1015, Budapest

„Der Staat stellt Erde, Wasser und Stroh“

Deportationen aus dem Banat in die rumänische Steppe Baragan 1951

Eine weite Steppenlandschaft, ein unendlicher Blick bis zum Horizont: Was auf Bildern durchaus idyllisch wirken kann, ist für so manchen mit grauenvollen Erinnerungen an eine unbarmherzige Deportation verbunden. Das Zentrum für Kommunismusforschung in Rumänien hat 2011, nach genau 60 Jahren, eine gut dokumentierte Ausstellung zu den Deportationen der Jahre 1951–1956 in die unwirtliche und dünn besiedelte Baragan-Steppe erstellt.

Betroffen von der stalinistischen Maßnahme waren schätzungsweise 50 000 Menschen, die als politisch unzuverlässig

galten, ein Viertel davon Banater Schwaben aus dem Grenzgebiet zu Titos Jugoslawien. Diese Wanderausstellung wird nun in der in Zusammenarbeit mit dem Rumänischen Kulturinstitut in Berlin erstellten deutschen Version (Übersetzer der Texte: Gerhardt Csejka) in deutschen Städten gezeigt (Berlin, München, Sindelfingen, geplant Augsburg, Reutlingen, Ulm, Tübingen).

Wie es zu den Deportationen kam, zeigen zwei der Ausstellungsbilder mit stalinistisch-roter Hintergrundfärbung („Eine Operation sowjetischen Typs“). Historische Daten und Fakten werden auch auf ande-

ren Paneelen vermittelt, doch im Vordergrund stehen Schicksale, die über Bilder und Zitate der Betroffenen erfasst sind: Notunterkünfte, die sie sich in den harten Boden graben mussten, um dem Wind zu entgehen, die ersten Häuser, die sie dann in Gemeinschaftsarbeit errichteten, der harte Arbeitsalltag, die Organisation des Alltagslebens mit Kindern, Schule usw. sowie Ereignisse wie Geburten, Taufen, Hochzeiten oder Beerdigungen.

Das Titelzitat stammt aus einem Brief eines Banater Deportierten, des späteren Schriftstellers Ludwig Schwarz, vom 28. Juni 1951.

In den fünf Jahren bildete sich in 18 Ortschaften ein Mikrokosmos der zufällig dorthin Geratenen, die, vom gleichen Schicksal geschlagen, sich damit abfinden und das Leben organisieren mussten. Zumal keiner wusste, wie lange das dauern würde und ob sie jemals wieder heimkehren dürften. Beindruckend die beiden Tafeln mit Namen von Toten ohne jeden weiteren Kommentar.

Nicht von der Statistik erfasst sind die dort zur Welt gekommenen Kinder, beispielsweise die heute bekannten Schriftsteller Gerhard Ortinau (siehe unser letztes Heft Seite 9) und Horst Samson.

Für die in Deutschland lebenden Banater Schwaben stand das Thema Baragan-Deportation immer schon im Fokus von Publikationen historischer Rechercheergebnisse, Zeitzeugenberichten und Veranstaltungen. Umso wichtiger, dass jetzt ein Blick auf die gesamte Maßnahme von rumänischer Seite aus dokumentiert wird. Es handelte sich nicht, wie im Falle manch anderer „Maßnahmen“, um einen vordergründig ethnisch diskriminierenden Hintergrund, die Mehrheit der Deportierten waren Rumänen. Dokumentiert wird eine politische Strafaktion an Unschuldigen, gleichzeitig aber auch ein pragmatisches Zusammenleben in unwirtlichen Bedingungen.

Die vom Zentrum für Kommunismusfor-



Der Kleine links hat schon eine Mütze, etwas Brenn- oder gar Baumaterial hat er auch, nur ob er eine Zukunft hat ...

Bild aus der Ausstellung

schung geschaffene Ausstellung ist ein weiterer Beweis dafür, dass es in Rumänien ernsthafte Bestrebungen gibt, das kommunistische Erbe wissenschaftlich fundiert zu erfassen und auch seine Ungeheuerlichkeiten aufzubereiten. Gegründet wurde dieses Zentrum von dem Schriftstellerehepaar Ana Blandiana und Romulus Rusan im Zusammenhang mit der Gedenkstätte im berühmten Securitate-Gefängnis in Sighet. Das Material für die ständige Ausstellung der Gedenkstätte und zahlreiche Wanderschauen wird im Bukarester Forschungs-

zentrum gesammelt und ausgewertet – Zeitzeugenberichte, Fotos, Tondokumente, Akten und auch die Forschungsergebnisse, die es zu dem Thema gibt. Auf Anregung des Europarates wurde 1994 noch die Stiftung Bürgerakademie gegründet, die den Aufbau und die Verwaltung des Projektes „Memorial Sighet“ finanziell und ideell unterstützt und es so von den staatlichen Stellen weniger abhängig sein lässt. „Memorial Sighet“ kann auf 20 ergebnisreiche Arbeitsjahre zurück blicken.

Halrun Reinholz (KK)

Mancherorts ist Geschichte noch vergangener

Die jüdische Gemeinschaft der Stadt Kempen, Provinz Posen

Die Stadt Kempen/Kepno im südlichen Teil der Woiwodschaft Großpolen kann auf eine jahrhundertelange Geschichte zurückblicken. Die älteste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1282. Nach einer ersten Blütezeit verlor der Ort an Bedeutung angesichts des Aufschwungs der benachbarten neuen Stadt Baranow. 1660 wurden Kempen von König Johann II. Kasimir jedoch erneut die Stadtrechte verliehen.

Das neue Kempen war von Beginn an eine multikulturelle Stadt: Neben der örtlichen polnischen Bevölkerung lebten hier auch Neusiedler aus Schlesien und Juden. Besonders letztere Bevölkerungsgruppe wuchs rasch an Zahl. Jüdische Siedler kamen nicht nur aus anderen polnischen Städten, sondern auch aus den benachbarten schlesischen Kreisen. Ihnen und ihren Nachkommen gewährte der Stadtbere Marcin Olszowski 1674 ein besonderes Siedlungsprivileg. Man erlaubte ihnen eine Synagoge und ein Rabbinerhaus zu bauen, ein eigenes Schulgebäude, eine Badeanstalt und weitere Einrichtungen, die für das Funktionieren ihrer Kultusgemeinde

notwendig waren. Auch ein Grundstück für den Friedhof wurde ihnen zugeteilt.

Die jüdische Gemeinschaft konnte in Handel, Handwerk, Finanzsektor sowie im Gerichtswesen viele Vorrechte nutzen. Die vorteilhaften Lebensbedingungen, die seitens der Stadtobrigkeit für die neuen Siedler geschaffen wurden – hinzu kam die günstige Lage in der Nähe der schlesischen Grenze am „königlichen“ Weg, der Breslau mit Warschau verband –, trugen dazu bei, dass die Anzahl der Stadteinwohner und ihr Vermögen kontinuierlich wuchsen. In Joachim Christoph Friedrich Schulz' „Reise nach Warschau – Eine Schilderung aus den Jahren 1791–1793“ heißt es über die Stadt: „Kempen ist ein ziemlich nettes Städtchen, die Einfahrt in die Stadt ist sauber, der Marktplatz ist groß und umsäumt von gepflegten Häusern, viele von ihnen liegen außerhalb des Marktplatzes. Obwohl sie aus Ziegeln errichtet wurden, gefallen sie mir. Ich reiste durch Polen und Litauen, dort wurden nur Holzhütten gebaut. Wir erreichten schon die Grenze zu Schlesien, und dem Einfluss dieser Nachbarschaft verdanken wir, dass die Umgebung, die



Plastik von Sieglinde Bottesch im Haus des Deutschen Ostens, München (Seite 20) – ein Instrument, ein Relikt, eine Reliquie? Sie lässt jedenfalls an den jüdischen Schofar denken

Bild: HDO

Wälder, die Felder und die Städtchen besser gepflegt werden, und sie sehen besser und sauberer aus.“ Das wirtschaftliche Leben der Stadt wurde zunächst von der jüdischen und der evangelischen Gemeinschaft bestimmt. Nach einiger Zeit errangen jüdische Unternehmer, Kaufleute und Handwerker jedoch eindeutig eine Führungsposition. Auf die herausragende wirtschaftliche Aktivität der Juden in Kempen machte August C. Holsche aufmerksam, der Ende des 18. Jahrhunderts als preußischer Beamter in der Kreisstadt Petrikau tätig war. Über den damals zugleich blühenden Schmuggel schrieb u. a. Manfred Laubert in seiner kleinen Skizze „Eine Episode aus dem Schmugglerwesen unserer Provinz“. Laubert verdächtigte zugleich pauschal die Stadtbewohner der Beteiligung am Schmuggel und sonstigen illegalen Transaktionen.

Unter den jüdischen Stadtbewohnern und ihren Nachfahren waren zahlreiche Per-

sönlichkeiten, die sich große Verdienste um Wissenschaft, Kultur und Kunst erwarben. Dies spricht für den Reichtum des geistigen Lebens im südlichsten Ort der Provinz Posen.

Neben den vielfältigen Verbindungen in die Provinzhauptstadt Posen gab es intensive Beziehungen zur näher gelegenen und weit bedeutenderen Universitätsstadt Breslau. Hier wie auch in Berlin absolvierten die herausragendsten Vertreter der jüdischen Gemeinschaft aus Kempen ihre akademische Ausbildung und Studien, allen voran die gelehrten Rabbiner. Unter ihrer Obhut entwickelte sich eine nächste Generation, die ihrer geistlichen Berufung in den Synagogen von Berlin, Trier, Mannheim, Bayreuth und anderen deutschen Städten nachging. Einige der berühmten Schriftgelehrten, deren Namen mit Kempen verbunden sind, waren etwa Meschullam Salomon Cohn, Izrael Jonas Landau oder Jacob Symcha Rehfisch.

Mit der Stadt Kempen sind auch bedeutende Vertreter der Wissenschaft verbunden. Man kann zunächst Gustav Born erwähnen, Anatomieprofessor an der Universität Breslau und Vater des Nobelpreisträgers Max Born (1954). Die Liste kann erweitert werden: Eugen Rehfisch, Vorreiter der Urodynamik, Hermann Aron, Elektrotechniker, Erfinder und erfolgreicher Unternehmer, oder der Archivar und Historiker Adolf Warschauer. In Kempen war zudem Dr. Louis Levin als Rabbiner tätig, der sich als Autor zahlreicher Arbeiten über die Geschichte der Juden im Posener Land einen Namen machte.

Einer der berühmtesten deutschen Theaterkritiker am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts war Alfred Kerr. Jedoch nur die Wenigsten wissen, dass Kerrs Verfahren aus Kempen stammen – ursprünglich hieß er Kempner. Hier wie später auch in den Nachbarstädten Praschkau und Welun lebten zahlreiche Angehörige seiner Familie. Einige von ihnen kamen dort als Kaufleute und Unternehmer zu Ansehen und Besitz. Dies gilt in besonderem Maße für Joachim Kempner, den Großvater von Alfred Kerr. Ihm gehörte die einzige Fabrik in Praschkau, offenbar ein eisenverarbeitender Betrieb. In dem von Joseph Chapiro herausgegebenen „Buch der Freundschaft für Alfred Kerr“ schrieb dieser über seinen Vater und Großvater: „Ich bin zu Breslau in der Weihnacht 1867, nicht lange nach zwölf Uhr, geboren als Sohn des Weinhändlers Emanuel Kempner, der ursprünglich Maler werden wollte; den aber seine patrizischen, in dem Städtchen Wielun an der oberschlesisch-polnischen Grenze sesshaften, von der Durchschnittseinwohnerschaft bewusst abgesonderten, recht wohlhabenden Eltern für den Kaufmannsberuf nach Berlin schickten.“

Die Welt der Juden aus der Stadt Kempen gehört der Vergangenheit an. Man kann dort nicht mehr die Musik einer Klezmerkapelle hören, die an die galizischen Musiktraditionen erinnert und auf Jiddisch singt.

Es erklingt auch keine Mazurkamelodie wie „Unser Chtopicki, ein tapferer Soldat“ (General Józef Grzegorz Chtopicki war polnischer Oberbefehlshaber während des Aufstands 1830/31), wie zufällig eingeflochten in die hebräischen Lieder, die während der Konzerte in der örtlichen Synagoge gespielt wurden. Diese Welt ist für immer untergegangen.

Nur wenige Bauten erinnern an die einstigen Einwohner. Zum Glück versucht man jedoch zunehmend, diesen Teil der Stadtgeschichte dem Vergessen zu entreißen. In Kempen werden neue Projekte ins Leben gerufen, deren Ziel die Erinnerung an eine Stadtgeschichte ist, die von Deutschen, Polen und Juden, Gläubigen dreier Konfessionen, getragen und gestaltet wurde. Am 25. September 2008 fand vor dem Synagogengebäude ein viel beachtetes ökumenisches Gebet statt. Es wurde von Icchak Rapoport, den Haupttrabbiner von Breslau und Schlesien, Pfarrer Kanoniker Krzysztof Nawrocki und Pastor Michal Kühn geleitet. 2009 wurde eine notarielle Urkunde unterzeichnet, mit der der Rat der jüdischen Glaubensgemeinschaft in der Republik Polen das Synagogengebäude an die Verwaltung der Stadt Kempen übergab. Das Gebäude soll in Zukunft kulturellen Zwecken dienen.

Juden, Polen und Deutsche haben über Jahrhunderte gemeinsam die Geschichte der Stadt Kempen geprägt. Ihr Zusammenleben hat eine ganz eigene lokale und regionale Kultur geschaffen, die mit der Shoa, dem NS-Terror im besetzten Polen und Flucht und Vertreibung der deutschen Einwohner unwiederbringlich ihr Ende gefunden hat. Diese Kultur wird heute wiederentdeckt und dokumentiert als Bestandteil einer umfassenderen europäischen Erinnerungskultur und als gemeinsames Erbe. Sie mahnt zugleich an die Menschen, die mit Kempen ihr Leben, ihre Wünsche, Hoffnungen und Träume verbunden haben.

*Magdalena Oxfort,
Zdzislaw Włodarczyk (KK)*

Westpreußische Expansion im Münsterland

Das Landesmuseum bezieht das Franziskanerkloster Warendorf

Im Herbst dieses Jahres sollen die ersten Besucher die Räumlichkeiten des neu eingerichteten Westpreußischen Landesmuseums in Warendorf kennenlernen. Bis dahin wird noch viel renoviert und restauriert, vor allem jedoch viel sortiert, gepackt, transferiert und publikumswirksam in Szene gesetzt.

Der Umzug des Westpreußischen Landesmuseums aus dem Drostenhof von Münster-Wolbeck in das ehemalige Franziskanerkloster in der Emsstadt Warendorf erfordert eine große logistische Leistung.

Die bisherige Heimat des Museums, das kunstvolle Renaissancegebäude aus dem Jahre 1557, hätte einer dringenden Renovierung bedurft, um die Arbeit des Westpreußischen Landesmuseums langfristig nach den Standards des Internationalen Museumsrates auf eine gute Basis zu stellen. Die energetische Gebäudesituation war ebenso unbefriedigend wie die fehlenden Ausstellungsflächen und die notwendige Barrierefreiheit. Die für eine Fortführung der Museumsarbeit nötigen Maßnahmen

ließen sich an diesem Standort nicht verwirklichen.

Das Haus und seine Trägerstiftung entschieden sich – nicht zuletzt auch dank der Unterstützung durch die Familie Horstmann aus Münster-Wolbeck – für den Umzug in das ehemalige Franziskanerkloster Warendorf. Das Gebäude bietet mehr Platz, Komfort und Service und ist weitgehend behindertengerecht. Nicht zu vergessen ist die Klosterkirche, in der neben Gottesdiensten auch Konzerte und Vorträge stattfinden werden.

In der zweiten Hälfte des Jahres 2013 wird das neue Museum im ehemaligen Kloster in Warendorf Schritt für Schritt eingeräumt, werden die Büros bezogen und all die Arbeiten ausgeführt, damit das Westpreußische Landesmuseum seine neuen Ausstellungen präsentieren kann. Ein wesentliches Ziel der Modernisierung und der Neukonzeption des WPLM sowie seiner Verlagerung in das ehemalige Franziskanerkloster in Warendorf ist eine erhebliche Attraktivitätssteigerung und

Selbst ein Gittertor kann einladend sein, der ehemalige Kloster- und jetzige Museumsgarten allemal

Bilder: der Autor





Wie zur Illustration des Unterschiedes zwischen gekrümmt und gespannt: perspektivischer Blick in die Klosterkirche

eine sich daraus ergebende umfassende Erweiterung der Zielgruppen im Sinne einer Öffnung für alle Interessenten sowohl im lokalen Umfeld als auch darüber hinaus. Das Münsterland mit einer Million und das Ruhrgebiet als nahegelegener Ballungsraum mit seinen über fünf Millionen Einwohnern stellen ein großes Besucherpotenzial dar.

Weiterhin wird das WPLM aufgrund der guten Beziehungen zu Kooperationspartnern in den östlichen Nachbarländern seine Aufgaben als aktiver „Brückenbauer“ verstärkt wahrnehmen. Insbesondere wird das Haus den Kulturaustausch im Rahmen der europäischen Völkerverständigung vorantreiben.

Museumsleiter Dr. Lothar Hyss verriet, dass für die künftige Resonanz des Hauses seine Aktivitäten sowohl im Bereich der Dauerausstellung als auch der Wechselpräsentationen relevant sein werden. Die Neugestaltung wird im Hinblick auf die junge Generation und deren prekären Wissensstand über den ehemals deut-

schen Osten entwickelt. So etwa soll es keine Beschränkung auf die historische Vergangenheit geben, sondern auch die Auseinandersetzung mit Aspekten der Gegenwart und Zukunft.

Das WPLM und das Kulturreferat werden für Warendorf und die umliegenden Orte ein reichhaltiges und abwechslungsreiches kulturelles Angebot bereitstellen. Das Kulturreferat organisiert rund 20 Veranstaltungen pro Jahr. Die Zusammenarbeit mit Schulen sowie mit anderen Bildungs- und Kultureinrichtungen wird ebenfalls ein fester Bestandteil der künftigen Museumsarbeit sein. Der Anspruch, als außerschulischer Lernort zu wirken, wird ausgebaut.

Die Besucher dürfen nicht nur auf die Umgestaltung, sondern auch auf Neuanschaffungen gespannt sein. Dank der Förderung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien konnte das Westpreußische Landesmuseum vor kurzem fünf Kunstwerke bedeutender westpreußischer Maler erwerben und damit seine Gemäldesammlung erweitern. Es handelt sich um Arbeiten von Alfred Scherres, Bruno Krauskopf, Ernst Kolbe und Kurt Haase-Jastrow. Einige der Künstler sind bereits in den vergangenen Jahren mit Ausstellungen, Katalogen, Büchern und Aufsätzen vom Westpreußischen Landesmuseum gewürdigt worden. So ist im Jahre 2012 über den Maler und Grafiker Ernst Kolbe ein Buch erschienen (Lothar Hyss und Wolfgang Zeisig: Ernst Kolbe. Ein Impressionist aus Westpreußen), das die erste und vorläufig einzige Publikation über diesen bedeutenden Künstler darstellt.

Die Neuanschaffungen werden demnächst im neuen Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf präsentiert. Sie steigern die Attraktivität der Sammlung dieser Einrichtung wesentlich und sind ein nachhaltiger Beitrag zur Erhaltung und Erforschung von Kultur und Geschichte der historischen Region Westpreußen.

Dieter Göllner (KK)

Ein guter Gast(arbeiter)

Steffen Möller: Viva Polonia. Als deutscher Gastarbeiter in Polen. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 2008

Ein gutes Buch ist ein Buch, von dem der Leser überzeugt ist, er hätte es selbst nicht anders geschrieben. Dieser Grundgedanke mag der Schlüssel zum Erfolg von „Viva Polonia“ von Steffen Möller sein, das hier eine späte Würdigung findet. Hinzu kommt, dass es sich um ein ganz und gar ungewöhnliches Thema handelt, nämlich um ein Land und um Menschen in unserer Nachbarschaft, die wir viel weniger kennen als manche entfernte Urlaubsregion.

Aber der Reihe nach: Es geht nicht um einen Deutschen, der auszog, die große weite Welt oder unser Nachbarland Polen kennenzulernen. Der Autor wollte einfach nur „ein bisschen Polnisch lernen“, war überzeugt, dass man so etwas am besten im Land selbst macht, und wollte deshalb für ein paar Wochen nach Krakau gehen. Dass ihn Land und Leute dort faszinierten und er ganz einfach blieb, das ist das Ungewöhnliche an der Geschichte. Und dass Steffen Möller, der Philosophie und Theologie in Berlin studiert hat, an polnischen Universitäten Deutsch unterrichtete, ist auch noch logisch nachzuvollziehen. Erstaunlicher und ganz ungewöhnlich ist, dass er als Kabarettist (in polnischer Sprache selbstverständlich) und als Fernseh-Comedian im Nachbarland erfolgreich ist. So hat man sich in Polen einen Deutschen wohl doch nicht vorgestellt. Das ist ein persönlicher Erfolg für Steffen Möller und ein wichtiger Ansatzpunkt in Polen für eine veränderte Sicht der Polen auf die Deutschen.

Gewiss, aus vielerlei Gründen ist die deutsch-polnische Beziehung nicht unproblematisch. Und gerade hier schafft es Möller mit seinem Buch, das zunächst in ähnlicher Form in polnischer Sprache erschien, auf Vorurteile von und über beide Seiten einzugehen. Dies gelingt ihm

mit viel Ironie und Selbstironie, er lässt lächeln und schmunzeln, ohne etwas ins Lächerliche zu ziehen.

Die literarische Leichtigkeit, die keineswegs oberflächlich ist, bringt die Leser dem Nachbarland näher, von und auf beiden Seiten. Natürlich gibt es keinen direkten Weg, dem Geheimnis der polnischen Mentalität auf die Spur zu kommen, hier ist aber, wie bei vielen Reisen, der Weg wichtiger als das Ziel. Dies wird in all den Erlebnissen und Episoden deutlich, die Steffen Möller aus seinem polnischen Alltag berichtet. Er ist oft überraschend offen, ohne anzuklagen, er spricht es deutlich aus, wenn er vom Zusammenleben mit den Polen beeindruckt ist, und schüttelt über sich und die Polen den Kopf, wenn er mal wieder Gast in verschiedenen Fettnäpfchen war.

So vielseitig wie der Alltag eines Menschen ist, wohlgemerkt eines Deutschen in Polen, so facettenreich erleben wir auch das, nennen wir es ruhig: normale Leben der Polen beziehungsweise in Polen. Dieses bunte Mosaik von Erlebnissen, Besonderheiten und Alltäglichkeiten, Banalem und Überraschendem kann der Leser sich auch selbst zu einem Kaleidoskop zusammenstellen. Mögen die Polen anarchisch, skeptisch, manchmal trotzig sein, wie auch immer, sie sind stets liebenswert. Aus vielen Blickwinkeln wird beispielsweise die Situation und Stellung der Frauen bzw. der Männer bei den Polen beleuchtet. Der Autor geht dabei auf bekannte Klischees ebenso ein, wie er deutlich macht, dass die Frau in Polen durchaus emanzipiert, aber nicht nur selbstbewusst geworden, sondern auch weiblich geblieben ist.

Achtung zeigt Steffen Möller vor der Improvisationskunst der Polen. Und Verwunderung darüber, dass man in Polen im Grunde genommen alles widerrufen, ändern, verschieben oder absagen kann. Der Autor leistet in vielen Bereichen „Aufklärungsarbeit“. Das mag mal verwunderlich, mal erstaunlich, mal auch widersprüchlich sein, langweilig ist es nie. Dies ist wohl der eigentliche Reiz des Buches. Darin finden wir unter anderem die Erklärung dafür, dass das

Absurde in Polen eine größere Karriere macht als das Selbstverständliche, denn bei aller gesunden Skepsis erblüht bei den Polen eine reiche Phantasiewelt.

Dass Steffen Möller es versteht, fröhlich, ungezwungen und unmissionarisch den Polen die Deutschen und den Deutschen die Polen näherzubringen, hat ihm viel Anerkennung und das Bundesverdienstkreuz eingebracht. Sein erfolgreiches deutsches Buch „Viva Polonia“ hat er ergänzt mit verschiedenen organisatorischen Ratschlägen, Hinweisen und Tipps. So sei hier am Rande erwähnt, dass die Kontaktaufnahme in Polen einfacher sei, dass die Polen beim Flirten mutiger, charmanter, schneller und erfahrener seien, aber auch abgehärteter gegen Misserfolge.

Wissen muss man auch, dass sie immer hören wollen, dass es bei ihnen die beste Wurst der Welt und das beste Brot überhaupt gibt. Und wenn jemand von einem Polen nach der schönsten Musik der Welt gefragt wird und er nicht sofort Chopin sagt, nun, dann ist er eben selber schuld. All das erfährt man in dem Buch von Steffen Möller, weder schulmeisterlich noch besserwischerisch, weder übertrieben ironisch, noch gleichmacherisch, ganz einfach ehrlich und offen nach beiden Seiten. Das macht das Buch so „selbstverständlich“, als hätte es der Leser irgendwie selbst miterlebt. Und mitgeschrieben, siehe oben.

Franz Anton Bankuti (KK)

Wo die Zeit die Schuhe abstreift

Iris Wolf: Halber Stein. Otto Müller Verlag, Salzburg 2012, 294 Seiten, 21 Euro

Michelsberg, ein malerisches Dorf unweit von Hermannstadt – ein Ort, dessen Atmosphäre die Ich-Erzählerin in die Vergangenheit blicken und die Zukunft erahnen lässt. Er bietet genau das, was die Handlung dieses Romans braucht: eine romantische Kulisse mit Kirschgärten „tief verschleiert“, mit den Ausläufern der Karpaten „in blaugraue Pastelltöne gehüllt“, mit mittelalterlicher Wehrmauer, einem Burgberg und einer Basilika aus dem 13. Jahrhundert, mit Kirchenglocken, deren Läuten „von ihrer Hingabe an

diese Welt“ erzählt, mit einem Silberbach, der einen Halben Stein, ein Naturdenkmal, birgt, mit einem Wald ringsherum, dessen Boden „an einigen Stellen von Moos durchwirkt“ ist, so dass er dazu einlädt, die Schuhe abzustreifen ...

Nicht nur Schuhe werden abgestreift. Einen Lebensabschnitt lässt die Ich-Erzählerin hinter sich – erinnernd. Und durch das erinnernde Verarbeiten vergessen geglaubter Kindheits-erlebnisse gelingt es Sine, der Ich-Erzählerin, sich zu einer Leichtigkeit des Seins emporzuschwingen und sich „singend“ Kommendem zu öffnen. Dominiert zu Beginn des Romans eine lethargische Stimmung mit nebulösen, schwer zu deutenden „Zeichen“, mit einer jungen Frau „auf der Schwelle in ein künftiges Berufsleben“, „unfähig, (...) einen Plan zu fassen“, einer Frau, die dem Müßiggang frönt und erst ab Seite 84, „einer Laune folgend“, anpackt und bei den „letzten Vorbereitungen“ für die Beerdigung ihrer Großmutter mithilft, so steht am Ende eine entschlossene Frau vor uns, die „Zeichen“ zu deuten und ihr Leben zu gestalten weiß.

Warum sie erst jetzt wieder nach Michelsberg gekommen sei, will Julian wissen, während er sich mit Sine, seiner Freundin aus Kindertagen, über schöngeistige Literatur unterhält. Er, dessen Mutter eine Siebenbürger Sächsin und dessen Vater Rumäne ist, hat viele Fragen – und mindestens genauso viele hat Sine. Während Sine, gerade mit ihrem Studium fertig, unschlüssig in die Zukunft blickt und ihren Lebensstoff aus der Literatur und Phantasie bezieht, hat Julian einen existenziellen Vorsprung: Er, der Geschichte studieren möchte, fühlt sich für die Familie verantwortlich, seit sein Vater sie verlassen hat. Die Fragen der beiden finden ihre Antwort in einer Liebesgeschichte.

Wie sehr sie sich in ihrem „neuen Leben“ in Deutschland nach „dem Läuten der Glocken, dem sprudelnden Silberbach und ruhigen Zibin, nach Agneta und dem Haus mit dem rätselhaften rechten Winkel“ gesehnt hat, spürt Sine erst, als sie die Fäden ihres alten Lebens wiederaufnimmt. Mit ihrem Vater, einem Künstler, kehrt sie nach zwanzig Jahren an den Ort ihrer Kindheit zurück, den „prägenden Ort, der einen nicht loslässt“. Der Anlass ist ein trauriger – die Beerdigung ihrer Großmutter Agneta, der Mutter ihres Vaters, die nicht nach Deutschland ausgewandert ist. Ihr Haus ist „die letzte Heimstätte“, die Sines Familie in Siebenbürgen hat.

Der Großvater, Besitzer einer Färberei, ist früh verstorben. Zweiter Weltkrieg, Deportation nach Russland und die sozialistische Umstrukturierung des Landes waren nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Tiefer als diese Narben war allerdings eine andere, verursacht von einem Mann namens Andrei, der Agnetas Leben sensibel gestreift hatte.

Sines Großeltern mütterlicherseits sind der jungen Familie nach Deutschland gefolgt – mit der Devise: den Blick nach vorn richten, denn der Blick zurück verspricht nichts Stabilisierendes: „Wie oft mussten die Sachsen ihre Staatsbürgerschaft wechseln! Unsere Urgroßeltern waren österreichische, dann ungarische Staatsbürger. Die Großeltern königlich-rumänisch, die Eltern sozialistisch-rumänisch ...“ – Der Roman entrollt eine siebenbürgische Familiensaga: ein Teil der Familie, verkörpert durch Vater und Tochter, sehnt sich nach einem Ort, an dem „selbst die Zeit ihre Schuhe abstreift“, einem Ort der Stille und Erfüllung; der andere Teil, verkörpert durch Mutter, Onkel, Großeltern mütterlicherseits, schieben Vergangenen den Riegel vor. Ein Riss geht mitten durch die Familie – doch wird kein Versuch unternommen, Gemeinsames zu entdecken, viel zu unterschiedlich gelagert sind die Lebensgefühle. Die Reise von Vater und Tochter in die Vergangenheit endet mit der Wiederaufnahme einer nicht zu tilgenden Erinnerungsspur. Vater und Tochter wollen das Haus der Großmutter nicht aufgeben – der Onkel wird ausbezahlt, Vater und Tochter erwerben ein Sehnsuchtsdomizil, das sie nunmehr nach Belieben aufsuchen können.

Iris Wolff, 1977 in Hermannstadt geboren, legt mit „Halber Stein“ ihren ersten Roman vor – die Sprache ist lyrisch, der Hintergrund historisch, die Perspektive philosophisch. Ein Wie-ich-zu-mir-finde-Roman.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Die Lebenskraft der Totgesagten

Zuversicht verbreitete Prof. Dr. Gerhard Seewann, Inhaber des Stiftungslehrstuhles für deutsche Geschichte und Kultur im südöstlichen Mitteleuropa in Fünfkirchen (Pécs), im Münchner Haus des Deutschen Ostens, als er sein neues Standardwerk „Geschichte der Deutschen in

Ungarn“ vorstellte. Er habe keinen Zweifel, dass die in der Geschichte schon häufig totgesagte deutsche Minderheit in Ungarn fortbestehen werde. Ähnlich optimistisch äußerte sich Dr. Ágnes Tóth, Direktorin des Instituts für Minderheitenforschung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest, die sich in ihrer Studie „Rückkehr nach Ungarn 1946–1950“ mit einem kaum bekannten Phänomen beschäftigt: Obwohl strengstens verboten, flüchteten mehr als 10 000 Donauschwaben nach der Vertreibung zurück und lebten zunächst im „sozialen Untergrund“. Viele wurden bei Razzien aufgegriffen, zu Haftstrafen verurteilt oder in Budapest in ein Internierungslager gesteckt und nach Österreich abgeschoben. 8000 bis 10 000 Donauschwaben – so ein Vermerk der ungarischen Staatssicherheit aus dem Jahre 1950 – schafften es schließlich, trotz zum Teil mehrfacher Ausweisung, in Ungarn sesshaft zu bleiben, ein beispielloses Detail in der Vertreibungsgeschichte der Deutschen.

Dr. Ágnes Tóth liefert in ihrem Buch eine soziologisch-inhaltliche Analyse von 46 Interviews, die sie in den Jahren 2004 und 2005 in ungarischer Sprache mit zurückgekehrten Donauschwaben geführt hat. „Bei vielen Befragten setzte der Erinnerungsprozess erst mit diesen Interviews ein“, erklärte die Autorin. Im Anhang sind 19 dieser Interviews nachzulesen. Eine bemerkenswerte Konstante bei den Befragten ist der „ungarische Staatspatriotismus“. Das wird deutlich schon an dem Detail, dass im Rahmen der Vertreibung auf Wunsch der Vertriebenen bei den Aussiedlerzügen von der Musikkapelle die ungarische Nationalhymne gespielt wurde. Für die Deutschen aus Ungarn war es ein doppeltes Trauma, dass sie als deutschsprachige ungarische Staatsbürger aus Ungarn vertrieben und in Deutschland auf Grund ihres Dialektes vereinzelt als „ungarische Zigeuner“ tituiert wurden. Im Rahmen der Buchvorstellung wurde ferner darauf hingewiesen, dass die nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Slowakei ausgesiedelten Ungarn ihr komplettes Hab und Gut (inklusive Vieh, Heu und teilweise sogar Mist!) transferieren konnten.

Professor Dr. Gerhard Seewann nannte als einen seiner Antriebskräfte für die Erstellung des 1200 Seiten starken Werkes „Geschichte der Deutschen in Ungarn“ – allein das Quellen- und Literaturverzeichnis umfasst 230 Seiten – die

anhaltende „Ethnifizierung der ungarischen Geschichte“ an Schulen und Universitäten. Er verwies dabei auf den kuriosen Umstand, dass nationale Minderheiten in der ungarischen Geschichtsschreibung nicht vorkommen und bei der Schilderung der Stadtgründungen im Mittelalter das Kunststück gelinge, das Wort „deutsch“ zu vermeiden. Dabei spielten die Deutschen bei den Stadtgründungen im ostmitteleuropäischen Raum eine zentrale Rolle, fast alle Städte wurden im Rahmen der Ostkolonisation von Deutschen gegründet. Professor Seewann schätzt die Anzahl der Deutschen in Ungarn auf mindestens 300 000 am Ende des Mittelalters (bei einer Gesamtbevölkerung von 3,5 Millionen), auf 400 000 am Ende der Türkenkriege, zu denen sich dann rund 400 000 im 18. Jahrhundert angesiedelte Donauschwaben gesellten. Auf Grund des Geburtenüberschusses kann man Ende des 18. Jahrhunderts von rund einer Million Deutschen in den damaligen Grenzen Ungarns ausgehen. Ende des 19. Jahrhunderts waren es dann staatlichen Statistiken zufolge rund 2 Millionen Deutsche, wobei der Historiker aus kirchlichen Quellen schließt, dass es bestimmt zehn Prozent mehr gewesen seien. 1920 verblieben im Trianon-Ungarn 500 000 Deutsche, 1954 waren es 240 000.

Eine heutige Bestandsaufnahme – die Ergebnisse der Volkszählung von 2011 liegen noch nicht vor – sei schwierig, denn: „Die Deutschen weigern sich, bei Volksbefragungen ihre Identität preiszugeben.“ Hier wirken die traumatischen Erfahrungen der Nachkriegszeit fort. Die Volkszählung aus dem Jahre 2001 weist 62 000 Deutsche aus. Schwerpunkt des ersten Bandes ist die Ansiedlungszeit der Donauschwaben im 18. Jahrhundert, Schwerpunkt des zweiten Bandes die Zeit von 1914 bis 1945. Zentral erörtert werden auch der Verlust, den Ungarn durch die Vertreibung der Deutschen erlitt, sowie Fragen zur Gegenwart der deutschen Minderheit: Was ist noch vorhanden? Wie ist es um die Identität und die Selbstverortung bestellt? In welche Richtung geht es? Die bibliographischen Daten der beiden vorgestellten Bücher, die über jede Buchhandlung in Deutschland bezogen werden können:

Tóth, Ágnes: Rückkehr nach Ungarn 1946-1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener. München 2012. Oldenbourg Verlag. 389 Seiten.

Seewann, Gerhard: Geschichte der Deutschen in Ungarn. Band 1: Vom Frühmittelalter bis 1860. Band 2: 1860–2006. Marburg 2012. Herder-Institut.

(KK)

„Das ist doch – oder doch nicht?“ Doch, im Münchner HDO

Unter dem Motto „Kontinuum“ zeigt die Künstlerin Sieglinde Bottesch im Haus des Deutschen Ostens (HDO) in München bis zum 19. April eine Auswahl ihrer jüngsten Zeichnungen und Objekte. Die gebürtige Hermannstädterin studierte am Institut für bildende Künste in Bukarest. Seit 1967 arbeitet sie als freischaffende Künstlerin. Seit ihrer Übersiedlung im Jahre 1987 in die Bundesrepublik Deutschland lebt und arbeitet Sieglinde Bottesch in Ingolstadt. Die Hauptgebiete ihres künstlerischen Schaffens sind Handzeichnungen, Objekte und Malerei.

Zur Rezeption der aus Siebenbürgen/Rumänien stammenden Künstlerin äußerte sich Günther Köppel, Professor für Kunstpädagogik: „Wie viele Kunstschaffende, die sich aus der langen Tradition der Auseinandersetzung mit dem Sichtbaren genähert haben, entwickelt Sieglinde Bottesch ihr Selbstverständnis zunächst über das Grafische. Und so wie sich scheinbar Realistisches abbildet, verselbständigt sich intern und peripher das Spiel der grafischen Kräfte, verabschiedet sich die Linie aus der Diktatur des Abbildens hinein in die Freiheit formaler Assoziationen, die pflanzlich und nur allzu menschlich daherkommen – nichts Organisches bleibt hier fremd. So entsteht im Betrachter ein lustvolles ‚Das ist doch – oder doch nicht?‘, ein Spiel ohne surrealen Anspruch, aber weit jenseits trivialer Diesseitigkeit.“

In den letzten beiden Jahren zeigte Bottesch ihre Zeichnungen, Grafiken und Objekte im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim sowie im Veranstaltungsraum der Bundesgeschäftsstelle des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in München. Der Bundeskulturreferent Hans-Werner Schuster hob die „Lust am Experimentieren“ sowie den „überbordenden Schaffensdrang“ hervor, mit denen die Künstlerin in den letzten Jahren neue Bereiche bildender Kunst erschloss-

sen habe. „Nicht nur im übertragenen, sondern im wortwörtlichen Sinne hat sich Sieglinde Botesch, die zuerst als Malerin, danach auch als Grafikerin und Zeichnerin reüssierte, eine neue Dimension zu eigen gemacht – die dritte – in Objekten und Plastiken im öffentlichen Raum.“

Die bereits etablierte Reihe Erzählcafé des Hauses findet am 7. März und am 25. April in der Gaststätte „Zum Alten Bezirksamt“ im HDO statt. Gesprächspartner von Dr. Renate von Walter sind Dr. Peter Becher, Geschäftsführer des Adalbert Stifter Vereins München, und Samuel Raz, ein ehemaliger HDO-Praktikant, sein. Für Interessenten von Lesungen mit Musik ist die dem 225. Geburtstag von Joseph von Eichendorff gewidmete Veranstaltung am 7. März empfehlenswert, in der Wolf Euba Texte des Romantikers rezitiert. Den musikalischen Part des Programms übernehmen Esther Schöpf, Violine, und Norbert Groh, Klavier. Die vom Adalbert Stifter Verein in Zusammenarbeit mit dem Tschechischen Zentrum und mit dem HDO organisierte Lesung von Pavel Kohout ist für den 14. März im Sudetendeutschen Haus vorgesehen. Der Autor liest aus seinen Memoiren „Mein tolles Leben mit Hitler, Stalin und Havel“. Im Rahmen eines Konzertes bringen am 12. April Heidi Ilgenfritz und Andrea Stöger auf Hackbrett und Harfe Werke von Mozart, Vivaldi sowie Leitner-Mayer zu Gehör. Als Höhepunkt des Kulturprogramms im ersten Vierteljahr gilt die von Dr. Meinolf Arens moderierte Tagung „60 Jahre Bundesvertriebenengesetz BVFG“, die für den 19. April anberaumt ist.

Am 27. April lädt das HDO zum Tag der offenen Tür ein. Im Rahmen von Führungen und einer Foyerausstellung über die Geschichte der Karpatendeutschen können die Besucher das Haus näher kennenlernen. Das Stöbern auf dem Bücherflohmarkt des Vereins der Förderer des Hauses des Deutschen Ostens e. V. ist sicherlich eine willkommene Abwechslung.

Tradition und Pflege des Kulturerbes stehen im Münchener HDO auch in diesem Jahr im Fokus. So wird die umfangreiche Kurstätigkeit mit bewährten und neuen Workshops fortgesetzt. Es geht u. a. um „Spitzenklöppeln“ mit Marie-Luise Kotzian, Elisabeth Schmidt und Carola Spörk, um „Schlesische Weißstickerei“ mit Elisabeth Bräuer, um „Schlesische Bauern-

malerei“ mit Brigitte Vrecko. Waltraud Valentin und Erika Weinert bieten Workshops zur Fertigung von „Böhmerwälder Perleneiern“ bzw. von „Böhmischem Perlen-Christbaumschmuck“ an. Guter Resonanz erfreut sich auch das Offene ostdeutsche Liedersingen mit Roswitha-Maria Thomalla. Die Termine zu den jeweiligen Angeboten sind beim HDO zu erfragen.

(KK)

„Leider singt er auch Opern“

In den Berliner Studios des damals größten Schallplattenproduzenten Europas wurde zwischen 1928 und 1930 die *Liturgie der jüdischen Reformgemeinde zu Berlin* aufgenommen, mehr als 100 Platten. Unter den Interpreten befand sich auch der junge Kantor und Tenor Joseph Schmidt, der insgesamt 14 Titel teilweise in hebräischer und aramäischer Sprache sang. Um die Bedeutung dieses Schatzes, der zu den letzten musikalischen Zeugnissen einer liberalen deutsch-jüdischen Gemeinde vor dem Völkermord gehört, geht es bei einem Gesprächsabend am 27. Februar 2013 im Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg. Die Veranstaltung beginnt um 18 Uhr. Sie gehört zum Begleitprogramm der Ausstellung „Sein Lied ging um die Welt. Auf den Spuren des Tenors Joseph Schmidt“, die noch bis zum 7. März 2013 in der Stuttgarter Schlossstraße zu sehen ist (in unserem letzten Heft Seite 22).

„Viele seiner Kritiker bedauerten, dass sich Joseph Schmidt auch der weltlichen Musik zuwandte“, sagt Alfred Fassbind, Leiter des Joseph-Schmidt-Archivs in der Schweiz. Er könne diese Kritik nachvollziehen angesichts der Stimmfarbe und des Nuancenreichtums, den Schmidt bei diesen Aufnahmen religiöser Gesänge beweist: „Derart eindringlich wie in diesen Gebeten wurde sein Gesang nie wieder festgehalten.“ Alfred Fassbind, der in Czernowitz geborene Düsseldorf Concertgeiger Paul Rosner, ein Großneffe Joseph Schmidts, und Carsten Eichenberger vom Haus der Heimat stellen die musikalische Rarität vor.

(KK)

Hauptsache Kulturhauptstadt Riga

Im Jahr 2014 wird die lettische Hauptstadt Riga, die größte Stadt im Baltikum, Kulturhauptstadt Europas sein. Das ist für das Deutsche Kulturforum östliches Europa Anlass, in Kooperation mit dem Nordost-Institut – Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa, zu einer Informationsfahrt für Medienvertreter einzuladen. Der Besuch der Stadt soll deutschsprachigen Journalistinnen und Journalisten die Möglichkeit bieten, die lettische Kulturhauptstadt, ihre Geschichte und Gegenwart kennenzulernen. Auf dem Programm stehen Besuche bei einschlägigen Kultureinrichtungen und Gespräche mit den Verantwortlichen für das Programm Kulturhauptstadt 2014.

Eine Exkursion soll Cesis, deutsch Wenden, vorstellen, eine der ältesten Städte des Landes, sowie einige Herrenhäuser, einst Lebensmittelpunkte deutschbaltischer Barone, die das Gebiet des heutigen Lettland und Estland fast 700 Jahre beherrschten.

Riga wurde im Jahre 1201 von Bischof Albert von Buxhoeveden aus Bremen gegründet. Von hier aus wurde das Land mit Hilfe zunächst des Schwertbrüderordens, später des Deutschen Ordens erobert und christianisiert. Riga war Sitz des Landmeisters des Livländischen Ordensstaates und der Bischöfe von Riga sowie eine der bedeutendsten Handelsstädte der Region und Mitglied der Hanse. Die städtische Oberschicht war deutsch und konnte ihre Stellung und Privilegien bis zur Gründung des Staates Lettland gegen Ende des Ersten Weltkrieges weitgehend behaupten.

Im Jahre 1522 setzte sich in Riga die Reformation durch. Nach dem Zusammenbruch des Ordensstaates Alt-Livland unterstellte sich die Stadt zunächst dem polnischen König, 1621 fiel sie an die Schwedische Krone und im Zuge des Großen Nordischen Krieges 1710 an das russische Zarenreich. Als Hauptstadt des Ostseegouvernements Livland entwickelte sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur führenden Industriestadt im Baltikum.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Riga 1920 die Hauptstadt des ersten unabhängigen lettischen Staates. Der Hitler-Stalin-Pakt 1939 wies die baltischen Staaten der Interessensphäre der Sowjetunion zu, die Deutschbalten wurden

daraufhin nach Westpreußen und in die Region um Posen, den sogenannten Warthegau, umgesiedelt. Sowjetische Truppen besetzten 1940, deutsche Truppen 1941 Lettland. Riga blieb als Hauptstadt der Lettischen Sowjetrepublik unter den Sowjets bzw. des „Generalbezirks Lettland“ unter den Nationalsozialisten wichtiges Zentrum im Baltikum. Seit der politischen Wende 1989/91 ist die Stadt wieder Hauptstadt der unabhängigen Republik Lettland, die 2004 der Europäischen Union und der NATO beitrug. Für die Informationsreise für Medienvertreter vom 29. Mai bis zum 2. Juni 2013 übernimmt das Deutsche Kulturforum die Kosten bis auf einen Eigenbeitrag in Höhe von 300 Euro pro Person bzw. 150 Euro für Teilnehmer in Ausbildung. Die Anmeldefrist läuft noch bis zum 8. März 2013, Auskünfte gibt es unter deutsches@kulturforum.info, Ansprechpartnerin ist Dr. Claudia Tutsch, Telefon 0331/20098-14, tutsch@kulturforum.info, Deutsches Kulturforum östliches Europa, Berliner Straße 135, Haus K1, 14467 Potsdam.

(KK)

Osteuropäische Diagonale

Vom 23. Mai bis zum 5. Juni organisiert das Augsburgs Bukowina-Institut seine Studienreise 2013. Sie führt von Augsburg über Aichach nach Ungarn, durchs Banat nach Siebenbürgen (Hermannstadt, Schäßburg, Tatlauer Kirchenburg und Kronstadt). Über Sinaia geht die Reise weiter nach Bukarest (zwei Übernachtungen, u. a. Besuch des Parlamentsgebäudes) und ins Donaudelta. Von Tulcea aus wird die Reise in die moldauische Hauptstadt Jassy/Iasi fortgesetzt. Aus der Südbukowina, mit Besuch in Radautz beim Deutschen Verein und in der Bezirkshauptstadt Suczawa/Suceava, wird eine Tagesreise nach Czernowitz in der Ukraine unternommen. Die Rückreise führt nach Nordsiebenbürgen, wo von Neumarkt/Targu Mures aus für Interessenten der Flug nach Memmingen angeboten wird.

Nähere Auskünfte und ein ausführliches Programm zur Busreise beim Bukowina-Institut, Alter Postweg 97a, 86159 Augsburg, Tel. 0821-577067, Fax 0821-582607, info@bukowina-institut.de (auch auf der Internetseite). Anmeldeabschluss ist der 19. April.

(KK)

Kunst schließt Künstlichkeit aus

Emil Orliks japanische Bildungs- und Bilderreise

Als im Herbst vergangenen Jahres im Berliner Martin-Gropius-Bau eine große Retrospektive mit Werken des japanischen Grafikers und Malers Katsushika Hokusai (1760–1849) gezeigt wurde, kamen die Besucher in Scharen. Seine Zeichnungen und Holzschnitte, vor allem „Die große Welle

bei Kanagawa“, gelten vielen bis heute als der Inbegriff japanischer Kunst. Bedeutende europäische Künstler haben sich von seinem Werk beeinflussen lassen. Maler wie Gauguin, Degas, Klimt, Marc, Macke, Monet und Manet bezogen Inspirationen aus Hokusais Arbeiten, Sammler rissen sich um die Blätter.

Bis heute sind japanische Kunst und Lebensart bis auf einige Ausnahmen für europäische Augen allerdings immer noch ein Rätsel. „Vielleicht kennt man in Japan mehr von westlicher Kunst als umgekehrt. Einmal liegt es an dem allzu starken Hunger der Japaner nach westlicher Kunst, sodann aber an der in Japan entsprechend stark verbreiteten Literatur über westliche Kunst“, vermutete schon 1935 Architekt Bruno Taut aus Königsberg, der von 1933 bis 1936 in der japanischen Emigration lebte. In Hokusai sah Taut keine besondere Größe. Es sei ein schwerer Schlag für das Land gewesen, „eine so ungewöhnliche Begabung wie Hokusai zu haben, deren Talentfülle mit einem Vakuum an vollkommener Stilllosigkeit verbunden war“, kritisierte er. „Wie schlechter Alkohol benebelte es die Köpfe. Er ‚konnte‘ alles; das Alleskönnen, diese schwere kulturelle Erkrankung des modernen Japan, nahm ihren Anfang hauptsächlich durch Infektion mit Hokusai-Bazillen.“

Zwischen 1860 und 1920 wurde japanische Kunst geradezu zur Mode in Europa und in den USA. Es wurde sogar ein eigenständiger Begriff geprägt: „Japonismus“. Als einer der führenden Vertreter dieser Kunstrichtung gilt Emil Orlik (1870–1932).



Zart und fremd: Bildnis einer Bäuerin

Bild aus der Ausstellung

Im 80. Todesjahr des Künstlers widmet das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe dem als Sohn eines jüdischen Schneidermeisters in Prag geborenen Böhmen eine kleine, aber feine Ausstellung. Zu sehen sind erstmals 65 Arbeiten, die in Japan entstanden sind: Holzschnitte, Radierungen und Lithographien zum Teil mit Vorzeichnungen, in Farbvarianten oder unterschiedlichen Druckzuständen. – Als wolle man die japanische Kunst dem gegenüberstellen, präsentiert man im Museum in einer Vitrine auch eine Darstellung des Berges Fuji von Hokusai.

Von Orlik, der sich schon früh zur japanischen Kunst hingezogen fühlte, sind vor allem Szenen aus dem japanischen Alltag zu sehen. Die Farben sind zart und ansprechend, da sie auf pflanzlich-mineralischer Basis bestehen „und keine Chemie mit falschem Glanz“ aufweisen, wie Orlik betonte. Als einer der ersten europäischen Künstler hatte sich Orlik 1900 auf eine Reise in das Land seiner Sehnsucht begeben, finanziert durch Honorare für verschiedene Aufsätze in „Pan“ und „Jugend“, durch Verkäufe seiner Grafiken und durch ein Kanka-Stipendium der Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Trotz vieler Entbehrungen auf der Reise in das ferne Land der aufgehenden Sonne – Orlik schiffte sich in Genua ein und reiste durch den Suezkanal nach Sri Lanka und weiter über Hongkong in den Norden Japans – gelangte er unbeschadet ans Ziel. Zehn Monate blieb er in Japan und sah die großen Städte Tokio und Kyoto, das Land und die Leute. Die vor allem waren es, die ihn als Künstler interessierten. Und so sieht man Rikschafahrer, Zimmerleute, Händler mit Lastkarren, Pilger, die ihrem Ziel entgegenziehen, und immer wieder Mütter mit Kindern, Geishas und Kurtisanen, Bäuerinnen, die mit wahrer Eleganz ihre Lasten tragen. Orlik suchte das traditionelle Japan und hielt es auf seinen Blättern fest. Er ahmte dabei nicht nach, sondern war stets

bestrebt, eine eigene Darstellungsweise zu finden. So gehören diese Blätter zum Besten, was der Künstler, der in Europa noch heute durch seine Porträts bekannt ist, geschaffen hat. Selbst „viele japanische Kenner sahen Orliks dort entstandene Grafiken als originär japanische Werke an“, so das Museum.

Orlik studierte in Japan die verschiedenen Drucktechniken vor Ort und ließ sich von manchem Meister unterweisen. Seine Hotelzimmer müssen dabei einem Atelier geglichen haben. Die 1904 erschienene Mappe „Aus Japan“ kündigt von seiner großen Produktivität und Kunst. Doch ging er selbst kritisch mit seinen japanischen Arbeiten um und meinte: „Vielleicht werden diese Arbeiten sehr enttäuschend, da sie wenig japanisch sind. Ich meine in der Darstellungsart ‚angejapanert‘ in Bezug auf die Kunst.“ Er komme „zurück als der alte O., nur manches dazugelernt und in Bezug auf Geschmack ein wenig ‚gebildeter‘.“

Silke Osman (KK)

Die **Universität Libau/Liepaja** hat den **Deutschbaltisch-Estnischen Förderverein** e. V. Berlin-Charlottenburg gebeten, die Reihe der jährlichen **Seminare** über die Geschichte im Baltikum unbedingt fortzusetzen. Das Seminar vom 22. bis zum 24. April an der Universität ist traditionsgemäß für angehende lettische Deutschlehrer (Studenten) gedacht, die in der Regel sehr wenig über die Geschichte ihres Landes wissen. Die Seminarsprache ist Deutsch. Finanziert wird es vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Anmeldung, auch preiswerte Zimmerreservierung, bei Babette Baronin von Sass, Oehlertplatz 6, 12169 Berlin, Telefon 030-79788686, Fax 79789992, bvsass@web.de.

(KK)

„Turm und Höhle“ – und Hirn

Die so ursprüngliche wie intellektuelle Architektur von Hans Poelzig ist auch heute manchen Blick und Gedanken wert

„Der Künstler soll und muss überhaupt nicht, wie es irgendeine künstlerische Bewegung vorschreibt – er soll und muss nur vor seinem eigenen Gewissen.“ Der Wasserturm mit Markthalle (der so genannte „Oberschlesienturm“) in Posen, das Geschäftshaus in Breslau, Junkernstraße (heute ul. Ofiar Oswiecimskich), Pergola (das Ausstellungsgebäude und Restau-



Babel ist überall, wo keine Struktur ist, aber wie die geht, dass wusste der Turmerdenker und -erbauer Hans Poelzig sehr wohl

Bild aus der Ausstellung

rant für die Jahrtausendausstellung 1913 in Breslau) sowie der Fassadenentwurf für den Wettbewerb um die Hochhausbebauung am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin sind nur einige Beispiele der berühmten Bauten und Entwürfe, die bezeugen, wie Hans Poelzig diese seine Maxime umgesetzt hat.

Das Gesamtwerk des am 30. April 1869 in Berlin geborenen und am 14. Juni 1936 ebenda verstorbenen deutschen Architekten, Malers, Bühnenbildners und Hochschullehrers stieß in der Nachwelt auf wechselndes Interesse. Das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen-Hösel hat durch die jüngste Präsentation der Wanderausstellung des Instituts für Auslandsbeziehungen e. V. (ifa) das Leben und Werk der bedeutenden schlesischen Künstlerpersönlichkeit erneut in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt.

Hans Poelzig studierte von 1889 bis 1894 Hochbau an der Technischen Hochschule Charlottenburg. Später war er als Regierungsbaumeister im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten beschäftigt. Er war Lehrer für Stilkunde an der Königlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau und wurde daraufhin deren Direktor. Poelzig war dem Expressionismus verpflichtet und setzte sich auch für die Neue Sachlichkeit ein. Als einer der führenden Baumeister der Weimarer Republik missfiel Hans Poelzig im „Dritten Reich“. Wegen der Repressionen des NS-Staates wollte er 1936 in die Türkei emigrieren, starb jedoch kurz vor der Ausreise.

Nach seinem Tode blieb die Biographie von Theodor Heuss für lange Zeit die einzige Würdigung. Erst die internationale Neubewertung des architektonischen Expres-

sionismus und die daraus erwachsende Aufmerksamkeit für die Vielstimmigkeit der Moderne verstärkten nach 1980 die Resonanz. Die Publikationen des Poelzig-Schülers Julius Posener leisteten dabei einen großen Beitrag. In diesem Kontext ist auch die Sonderausstellung des Oberschlesischen Landesmuseums von Ratingen-Hösel zu erwähnen, die im Jahre 2001 dem frühen schlesischen Werk Poelzigs gewidmet war. Die Präsentation fand in Zusammenarbeit mit dem Breslauer Architekturmuseums statt.

Heute wird Hans Poelzig als ein Wegbereiter der architektonischen Moderne betrachtet. Jedoch erfreuten und erfreuen sich andere Künstler seiner Zeit wie Walter Gropius, Mies van der Rohe und Erich Mendelsohn eines höheren internationalen Renommees. Das könnte nicht zuletzt auch daran liegen, dass seine Bauten – im Gegensatz zu denen seiner Zeitgenossen – hauptsächlich in Deutschland realisiert wurden.

„Turm und Höhle – diese scheinbaren Gegensätze vereinte der Architekt Hans Poelzig in seinen Ideen“, betonte Professor Wolfgang Pehnt, Architekturhistoriker und Poelzig-Kenner, bei seinem Vortrag zum architektonischen Schaffen des Künstlers. In der Sonderschau in Ratingen-Hösel waren neben den tatsächlich realisierten Bauten mit der Handschrift Poelzigs auch mehrere seiner visionären Entwürfe, Wettbewerbsarbeiten sowie Bühnenbilder zu sehen. Bei einem Rundgang durch den Ausstellungsraum beeindruckten sowohl die großen Modelle wie auch die zahlreichen Archivbilder, Zeichnungen und Pläne. Der Erhaltungszustand der Poelzig-Bauten

ist unterschiedlich. Einige – etwa das Haus des Rundfunks in Berlin und das ehemalige Verwaltungsgebäude der I. G. Farben in Frankfurt am Main – sind sehr gut erhalten.

Auch in Nordrhein-Westfalen sind Architekturleistungen von Poelzig anzutreffen. So etwa baute er in Krefeld für die Textilfabrikantenfamilie Steinert ein bemerkenswertes Haus. Dort fanden schon früh Kunstausstellungen statt. Seit 2006 ist dieses Haus in Krefeld für die Öffentlichkeit zugänglich

Der Künstler soll und muss überhaupt nicht, wie es irgendeine künstlerische Bewegung vorschreibt – er soll und muss nur vor seinem eigenen Gewissen

Hans Poelzig

Zu den herausragenden Exponenten der Sonderschau in Ratingen gehörten u. a. die Modellbauten, Zeichnungen und Archivfotografien der Evangelischen Kirche in Maltz/Niederschlesien, des Ausstellungs- und Wasserturms (Ostdeutsche Industrieausstellung Posen), des Salzburger Festspielhauses (Wettbewerbsbeitrag), des Dresdener Stadthauses (Wettbewerbsbeitrag) sowie des Festspielhauses „Schauburg“ im Thüringer Land und des Großen Schauspielhauses in Berlin-Mitte. Neben

Referenzbauten und Entwürfen aus dem Bereich des neuzeitlichen Nutzbaus, beispielsweise dem Wettbewerbsbeitrag zum Turmhaus am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin, waren Einzelhäuser und Siedlungen sowie Denkmäler und historische Brunnen zu sehen. Der Wettbewerbsbeitrag für das Friedrich-Theater in Dessau wiederum ist eines der letzten Projekte, die Poelzig für einen Bauplatz in Deutschland entwarf.

Zur Ausstellung „Hans Poelzig. Architekt – Lehrer – Künstler“ haben Wolfgang Pehnt und Matthias Schirren einen Katalog herausgebracht.

(KK)

Könnte man nur auch ihren Segen erneuern

Restaurierung zweier Heiligenstatuen an der Sandkirche in Breslau

Bei diesem Projekt handelt es sich um zwei historisch außerordentlich bedeutende Skulpturen, so zum einen um die der Madonna mit dem Christuskind in der Südfassade des Südturmes und die des heiligen Joseph ebenfalls mit dem Christuskind auf dem Arm in der Nordfassade des Nordturmes der Kirche Maria auf dem Sande in Breslau.

Beide Skulpturen prägten in den vergangenen Jahrhunderten den Blick auf dieses Gotteshaus. Der Betrachter, der über die Sandbrücke kommend am Augustinerchorherren-Stift vorbei auf die Sandkirche zugeht, sieht in rund fünf Metern eingebaut die Skulptur der Patronin des Gotteshauses, Maria, mit dem Christuskind auf dem Arm. Und der Fußgänger, der der Bernsteinstraße folgend von Norden kommt und über die ehemalige Gneisenaubrücke Richtung Stadtmitte geht, sieht an dem nördlichen Turm an seiner nördlichen Fassade in etwa gleicher Höhe die Nische, in der Joseph

ebenfalls das Christuskind auf dem Arm trägt.

Diese Ansichten boten sich den Betrachtern bis vor kurzem fast nicht mehr, da die Außenhaut der Kirche Maria auf dem Sande wahrscheinlich seit ihrer Erbauung in den Jahren von 1334 bis etwa 1439, als der Südturm mit der Nische für die Madonna fertiggestellt wurde, nicht mehr gereinigt worden ist. Zudem findet man auch heute noch an diesem Bau die Folgen des Zweiten Weltkrieges und ihres Brandes in Form von Fettruß und Schmutz.

Außerdem machte sich gerade bei den ehemals hellen Skulpturen und den weiß verputzten Nischen die hohe Luftverschmutzung der Nachkriegszeit bemerkbar: Die Skulpturen fielen nicht mehr ins Auge. Unterzieht man die Nischen und auch die Skulpturen einer näheren Betrachtung, entdeckt man manche Besonderheiten: Die Nische der Gottesmutter in der Südfassade des Südturmes stammt



Nahe am Wasser und nahe an der ursprünglichen Bedeutung von Gotteshaus gebaut: Maria auf dem Sande

Bilder: Rudolf Lenz

nach übereinstimmender Ansicht der Stadt- und Kunsthistoriker aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, aus der Zeit der Erbauung des Turmes. Die Nische ist verputzt, ihre architektonische Umrahmung ist aus Sandstein gefertigt. Die Statue ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich als Ersatz für eine frühere gotische Madonnenstatue, die 1632 während des Schwedeneinfalls zerstört wurde, aufgestellt worden.

Alles befand sich in einem sehr schlechten Zustand. Strukturelle Zerstörungen des Steines waren sichtbar. Der Sandstein war von schwarzen Verschmutzungen und Krusten bedeckt, die abschuppten und abfielen. Dadurch wurden die Profile des gotischen Bogens und die Pinakel beschädigt. Der Putz in der Nische fiel ab. Der Erhaltungszustand der Heiligen war etwas besser. Sie wird im Stehen dargestellt und ist bekrönt. Gekleidet ist sie in eine bodenlange Robe. Im linken Arm trägt sie das Christuskind, die rechte Hand, die ursprünglich das Zepter trug, war abgeschlagen. Alle Metallelemente waren stark korrodiert, die Vergoldungen größtenteils verloren bzw. beschädigt. Auch das Sicherungsgitter war stark mitgenommen.

Die Skulptur des heiligen Joseph befindet sich in einer Nische in der Nordfassade des unvollendeten Nordturmes. Der Heilige ist ebenfalls im Stehen dargestellt, trägt auch ein bodenlanges Gewand, im rechten Arm das Christuskind, in der Linken hält er eine Lilie. Die Statue im neugotischen Stil wurde wahrscheinlich Ende des 19. Jahrhunderts geschaffen, als Ersatz für eine ältere gotische oder barocke Figur des heiligen Joseph. Die Ornamente sind weitgehend Kopien der Ornamente an der Nische der Gottesmutter. Bei der Aufstellung der Figur ist wohl auch die Nische, die älteren Ursprungs ist, neugotisch umgebaut worden. Sie ist nicht verputzt. Der Zustand des Steins war deutlich besser als der der Madonna, aber auch von Verschmutzun-



*Mit frisch vergoldeten Hoheitsinsignien:
Marianenstatue*

gen und Verkrustungen bedeckt. Das die Nische schützende Gitter war korrodiert.

Ludwig Burgemeister, Provinzialkonservator in Schlesien, äußerte 1930 im ersten Band seines Monumentalwerkes „Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien“ die falsche Vermutung, dass es sich bei letzterer Skulptur nicht um Joseph, sondern um Antonius und das Kind in einer gotischen Nische handele.

Beide Skulpturen und die Rahmungen der Nischen bestehen aus Sandstein und besitzen ähnliche Formen. Beide sind mit Spitzbogen abgeschlossen und mit den von Fialen flankierten Wimpergen bekrönt. Die Krabben und Kreuzblumen, die Wimpergen und Fialen, welche die beiden Nischen verzieren, unterscheiden sich geringfügig voneinander und zeigen damit an, dass ihre Ausschmückung aus verschiedenen Epochen stammt. Beide Nischen und Skulpturen bedurften dringend

der Restaurierung, damit sie auch wieder Blickfang für die Vorübergehenden werden und diese in das Gotteshaus führen.

Die Restaurierungsarbeiten konnten Anfang Oktober abgeschlossen werden. Nun strahlt Maria mit dem Christuskinde in neuem Glanz und zieht die Blicke der Passanten auf sich. Ein zusätzlicher Blickfang ist der bei den Restaurierungsarbeiten entdeckte historische Lampenhalter mit Lampe, welche die Skulptur nun illuminiert.

Erfolgreich zusammengewirkt haben bei diesem Vorhaben der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, das Städtische Denkmalschutzamt in Breslau, die Philipps-Universität Marburg und die Universität Breslau unter der Regie von Professor Dr. Dr. h. c. Rudolf Lenz, Marburg/Breslau (Kontakt: Bunsenstraße 3, D-35032 Marburg, Telefon 06421 - 28-24040 / -23800, lenz@staff.uni-marburg.de.

(KK)

Was der Wind mit-, aber nicht fortnimmt

Das kurze Leben des Liedermachers Gerd Lascheit

Ein Lied wird nicht nur in ostpreußischen Kreisen immer noch gern gesungen: „Abends treten Elche aus den Dünen“. Die Melodie stammt von dem Königsberger Komponisten Gerhard Lascheit, der Text ist ein Gedicht von Heinrich Eichen aus Elbing.

Wie kam es zu diesem Lied, das auch heute noch in den Bünden der Jugendbewegung gesungen wird? Heinrich Eichen, der ostpreußische Schriftsteller, berichtet darüber: „Das muß 1931 oder 1932 gewesen sein, als der mir unbekannte Königsberger Student Gerd Lascheit, ebenfalls Angehöriger der Deutschen Freischar, mich brieflich um Texte einiger Fahrtgedichte bat, von denen er das eine oder andere vielleicht vertonen würde. Ich schickte ihm drei, vier der üblichen Art und ein ausgefallenes, das mit Fahrt nur insoweit zu tun hatte, als die mehrmalige Begegnung mit Elchen auf der Kurischen Nehrung mich dazu angeregt hatte. Ausgerechnet dieses Gedicht vertonte Gerd, und weil er Verbindung zum Königsberger Rundfunk hatte, wurde es dort sogleich und dann wiederholt gesungen ...“

Gerhard Lascheit oder auch Gerd, wie ihn die Familie und seine Freunde nannten, erblickte am 25. Januar 1913 in Königs-

berg das Licht der Welt. Dort besuchte er das Gymnasium Altstadt-Kneiphof, das er mit der mittleren Reife verließ. Er liebte die Musik, spielte Klavier und Gitarre und manchmal auch die Orgel in der Lutherkirche und im Dom von Königsberg. Auch zum Malen hatte er Talent. Er bannte Motive von der Kurischen Nehrung und von der Samland-Küste auf Papier und Leinwand.

Die Deutsche Freischar war der größte und bedeutendste Bund der deutschen Jugendbewegung, entstanden 1926 aus dem Zusammenschluß von Pfadfinder- und Wandervogel-Bünden. Nach dem Verbot der Bünde 1933 durch das nationalsozialistische Regime hat Lascheit sich weiter „bündisch betätigt“, wie es in einem Gestapo-Bericht heißt.

Der Nationalsozialismus wurde dem Liedermacher und Komponisten der Freischar zum Verhängnis. Die Gestapo hatte ein Auge auf ihn geworfen. 1936 wurde Lascheit vom Landgericht Königsberg nach Paragraph 175 des Strafgesetzbuches zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt. Diesen Paragraphen benutzten die Strafverfolgungsbehörden des „Dritten Reiches“ vielfach, um die Jungen der illegalen bün-

dischen Gruppen ins Gefängnis zu bringen. Lascheit ging 1937 aus Deutschland fort. In Schweden versuchte er Fuß zu fassen. Das Leben dort ist ihm nicht leichtgemacht worden. Als sogenannter „Hitlerflüchtling“ kam der junge Ostpreuße, der sich nach dem bei Pillkallen gelegenen Heimatort der Vorfahren seiner Mutter nun Gert Salten nannte, mit den schwedischen Behörden nur schwer zurecht. Mit dem Verkauf von selbstgemalten Bildern schlug er sich durch. Ebenso erteilte er privaten Zeichenunterricht.

Erst 1938 wurde ein Gesetz erlassen, das den politischen Flüchtlingen in Schweden Asyl gewährte. Doch Lascheit wurde dieser Schutz nicht zuteil. Vielleicht war er auch die demütige Bettelei bei den staatlichen Behörden leid. Er versuchte, sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Die Verbindung zu seinen bündischen Gefährten in Deutschland hatte er nicht aufgegeben.

Gerd Lascheit wurde im Sommer 1940 nach Deutschland abgeschoben. Hans Joachim Schoeps hat in seinen Lebenserinnerungen auch über seine Emigrantenzzeit in Schweden berichtet und bedauert, dass die Schweden viele der von der deutschen Regierung geforderten Wünsche erfüllten. „In einem anderen Fall wurde sogar das Asylrecht nichtiger Umstände halber wieder entzogen und ein junger deutscher Emigrant, der mir nahestand – er hieß Gerd Salten und gehörte einst in Königsberg der Deutschen Freischar an –, wurde wieder nach Deutschland abgeschoben ...“

Die Gestapo hatte den Königsberger nie aus den Augen verloren. Der Abgeschobene ging zunächst in seine Heimatstadt Königsberg zurück, dann wandte er sich nach Berlin, um dort Schauspielunterricht zu nehmen. Am 8. April 1941 wurde er in der Reichshauptstadt verhaftet. Gerüchte behaupten, er sei bei der Gestapo denunziert worden. Fritz Schmidt, der in seinem Buch „Mord droht den Männern auf der andern Seite“ den Fall Lascheit sorgfältig



Bild: der Autor

recherchiert hat, weist auf einen Gestapo-Bericht vom 21. April 1942 hin. Darin heißt es, Lascheit habe sich in Schweden bündisch betätigt und seine Verbindungen nach Deutschland nicht nur aufrechterhalten, sondern sogar ausgeweitet. Auch wollte er, laut Bericht, in Schweden eine bündische Zeitschrift herausbringen, die in Deutschland illegal vertrieben werden sollte. In den Besitz der Informationen kam die Gestapo durch eine Denunziation, wobei der Denunziant offensichtlich zwar nur vom Hörensagen berichten konnte, jedoch mit bündisch-emigrantischen Internas vertraut war.

Gerd Lascheit wurden seine bündischen Kontakte, von der Gestapo „bündische Umtriebe“ genannt, und Hochverrat vorgeworfen. Die weiteren Stationen auf seinem Leidensweg waren die Haftzellen in der Prinz-Albrecht-Straße zu Berlin, dem Hauptquartier der Geheimen Staats-Polizei, das Konzentrationslager Sachsenhausen und schließlich das KZ Groß-Rosen. Das Lager, nicht weit von Liegnitz und

Breslau entfernt, war berüchtigt wegen der „Vernichtung durch Arbeit“.

Dort ist am 20. Juni 1942 der Liedermacher der Bündischen Jugend und Kunstmaler zu Tode gekommen. Den Eltern wurde mitgeteilt, ihr Sohn sei an einer Lungenentzündung verstorben. „Unsere Kräfte schöpfen wir aus der Nordseebrandung, dem märkischen Kiefernrauschen und dem Bergbach. Mit diesen Tönen, denen wir in der hohen Zeit unserer Fahrten begegnen, mischen sich die neuen Lieder. Einige von ihnen,

das ist uns wohl bewußt, nimmt der Wind wieder mit sich. Sie werden verblühen und vergessen werden. Andere, davon sind wir überzeugt, werden nicht mehr untergehen, wie eben gute Kunst unsterblich ist“, heißt es in einem Nachruf auf den unvollendeten Künstler aus Königsberg.

Sein Lied „Abends treten Elche aus den Dünen“ lebt weiter. Solange es an den Lagerfeuern erklingt, wird Gerhard Lascheit nicht vergessen sein.

Hans-Gerd Warmann (KK)

KK-NOTIZBUCH

Am 20. Februar ist **Otfried Preußler** gestorben. Der Europaabgeordnete Bernd Posselt, Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, reagierte auf den Tod: „Wir verlieren mit ihm einen herausragenden sudetendeutschen Schriftsteller und Erzähler, der mit großer Liebe an der Schönheit und dem kulturellen Reichtum seiner nordböhmischen Isergebirgsheimat hing und diese auch in den Herzen asiatischer oder afrikanischer Kinder lebendig machen konnte.“ Zudem habe er mit seinem einzigartigen Werk für Erwachsene „Die Flucht nach Ägypten. Königlich Böhmisches Teil“ dem alten Böhmen, in dem Tschechen und Sudetendeutsche meist friedlich und produktiv zusammenlebten, ein unvergängliches literarisches Denkmal gesetzt. Ein Nachruf folgt.

Die Ausstellung „**Die Gerufenen. Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa.** 800 Jahre Migrationsgeschichte vom Baltikum bis zum Balkan“

der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen in Zusammenarbeit mit dem Bund der Vertriebenen wird am 28. Februar im **Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm** eröffnet.

Bei den fünften **Usedomer Literaturtage** des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam, vom 20. bis zum 24. März suchen namhafte Autorinnen und Autoren unter dem Titel „Geschichte und Geschichten“ nach unbekanntem Spuren mitteleuropäischer Nachbarschaft. Die Geschichten von Arno Surminski, Anna Kaleri, Tomasz Rozycki, Daniela Dröscher, Tatjana Gräfin Dönhoff, Kolja Mensing, Laura und Hellmuth Karasek oder Jacek Cygan führen nicht nur nach Ostpreußen, Masuren, Schlesien und Galizien, sondern auch in das Berlin der Vorkriegszeit sowie in die mitteleuropäische Gegenwart. Eine Brücke zum Usedomer Musikfestival schlägt der legendäre Musiker und Dichter Alfred Brendel. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax -8
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dankbar
für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer
selbstgestellten Aufgabe, ostdeut-
sches kulturelles Erbe bewusst und
europäischen kulturellen Austausch
lebendig zu erhalten.

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**